

*Auf dem Rio Negro und Rio Branco*

I

## 1. KAPITEL.

AUF DEM RIO NEGRO  
UND RIO BRANCO.

Am 27. Mai 1911 kam ich in Manaos an. Der Hafen war garnicht wiederzuerkennen. Die „Manaos-Harbour“-Gesellschaft hat ihn ganz modernisiert. Überall erheben sich langgestreckte Lagerhäuser. Die Ozeandampfer legen unmittelbar an den Pontonbrücken an, auf denen man bequem an Land geht. Freilich ist dadurch das früher so reizvolle Gesamtbild der sanft ansteigenden, in frischem Grün gebetteten Stadt stark beeinträchtigt. Im Innern hat sich Manaos wenig verändert. Einige Paläste sind hinzugekommen, einige Lichtspieltheater, Pflanzstätten moderner Kultur. Durch die holperigen Straßen sausen und hüpfen die Automobile. Sonst war das Leben ebenso arbeitsam, aber auch ebenso leichtsinnig, ebenso abenteuerlich wie vor acht Jahren.

Drei Wochen mußte ich mich hier aufhalten. Nach endlosen Laufereien, nur durch die Bemühungen meines verehrten Freundes Moers, eines der ältesten Mitglieder der deutschen Kolonie, und durch das Entgegenkommen der brasilianischen Behörden erhielt ich mein Gepäck, 35 Stück, uneröffnet aus dem Zoll. Von den Agenturen der Dampferlinien nach dem Rio Branco wurde ich von einem Tag zum anderen vertröstet. Die kleinen Schraubendampfer, sogenannte Lanchas, die den Verkehr mit dem oberen Rio Branco vermitteln, gehören reichen Privatpersonen oder Handelshäusern in Manaos und gehen mit der größten Unregelmäßigkeit. Endlich war alles so weit. Meine Habe wurde auf den Batelão, das Lastboot, der kleinen Lancha „Macuchy“ verladen. Am 16. Juni feierten wir, einige gute Freunde, Abschied im deutschen Konsulat bei Ohliger. Ein letztes Glas wurde auf ein frohes Wiedersehen geleert. Hübner und Suter brachten mich im Ruderboot zur Lancha, die im Igarapé de São Raymundo, einem kleinen Zufluß des Rio Negro, lag. — Schweigend glitten wir über den Riesenfluß, durch die stille, sternenglitzernde Nacht, vorbei an den Kolossen der deutschen und englischen Ozeandampfer, der letzten Verbindung mit der Heimat. —

Kurz nach Mitternacht fahren wir ab. „O perigo da Sexta-Feira“ („die Gefahr des Freitags“) ist vorüber. —

Das plumpe Lastboot, das für die nächsten Tage mein Heim bildet, — der Dampfer ist zu klein, um Passagiere zu nehmen, und dient nur als

Schlepper — ist rechts an die Lancha gekoppelt, ein großer Kahn mit Steinkohlen links. Gewöhnlich wird mit Holz geheizt, das die Ansiedler zum Verbrauch fertig am Ufer aufstapeln. Diese Batelões sind eigentlich keine Passagierschiffe. Sie dienen zum Transport der Ochsen, die jährlich in einer Zahl von einigen 1000 Stück aus den großen Savannen des Rio Branco als Schlachtvieh nach Manaos geliefert werden. Unser Batelão „Mucuripe“ ist überdacht, aber nach allen Seiten offen, sodaß man immer frische Luft und freien Ausblick hat, was den Reiz der Fahrt erhöht. Vorn erhebt sich ein Bretterhäuschen, die Kabine des Kommandanten. Für die Passagiere gibt es keine Kabinen. Das Deck gilt als Raum für alles. Man bindet seine Hängematte an, wo man gerade Platz findet, und behilft sich, so gut man kann. Morgens werden die Hängematten hoch gebunden und damit der Schlafraum in Speise- und Rauchsalon verwandelt. Am Heck des Bootes befindet sich die Küche, der zartbesaitete Gemüter besser fern bleiben; daneben ein kleiner Verschlag, der zugleich als Baderaum und Abort dient. Der Kommandant hat den Schlüssel dazu und stellt ihn den besseren Passagieren zur Verfügung. Bei Tagesanbruch bilden die Reinlichkeitsfanatiker davor eine Kette, wie an einer Theaterkasse. Man zieht sich splitternackt aus, seift sich ein und übergießt sich vom Kopf bis zu den Füßen mehrmals mit kühlem Flußwasser, das man mit einem Holzeimer an langer Leine schöpft. Die Verpflegung ist den Verhältnissen entsprechend recht gut. Um 6 Uhr morgens gibt es Milchkaffee oder Tee mit Bolachas (Schiffszwieback) oder getrocknetem Weißbrot aus Manaos. Um 11 Uhr wird gefrühstückt. Es ist immer für frisches Fleisch gesorgt, das in verschiedener Zubereitung auf den Tisch kommt. Dazu gibt es ein gutes Glas „Collares“ (portugiesischer Rotwein) und zum Schluß Früchte oder Marmelade mit holländischem Käse und ein Täbchen vorzüglichen Kaffee. Danach die unvermeidliche Zigarette und ein Schläfchen im bequemen Liegestuhl des Kommandanten. Gegen drei Uhr wird wieder Kaffee gereicht, und um 5 Uhr nachmittags findet die Hauptmahlzeit statt, ähnlich dem zweiten Frühstück, nur etwas reicher.

Das kleine Fahrzeug ist mit Passagieren vollgepfropft, sodaß man sich nachts kaum zwischen den Hängematten durchwinden kann. Die Passagiere sind teils Beamte, teils Großgrundbesitzer, teils arme Bauern vom oberen Rio Branco und zeigen in ihrer Hautfarbe alle Schattierungen von Weiß zu Schwarz. Dabei herrscht, was in diesen Ländern so angenehm wirkt, bei aller Höflichkeit eine absolute Nichtachtung jedes Standes- und Rassenunterschiedes. Wie heilsam wäre eine solche Fahrt einmal für so manchen, der in der alten Welt im Bewußtsein seiner Würde herumsteltzt! —

*Auf dem Rio Negro und Rio Branco*

3

Meine Reisepläne interessieren natürlich alle sehr und werden an der Hand der Karten eifrig besprochen. Einige Passagiere glauben nicht recht an meine Mission zu den „Indios bravos“ und sind fest überzeugt, daß ich in den unerforschten Gebirgen Gold und Mineralien suchen wolle. Am Tacutú gebe es viele schöne Kristalle.

Über die politischen Verhältnisse am oberen Rio Branco höre ich manches wenig Erfreuliche. Es gebe dort zwei Parteien, die sich scharf befehdeten. Neves, der Administrator der Domäne São Marcos, an den ich Empfehlungen habe, sei ein Todfeind von Bento Brazil, dem Deputierten vom Rio Branco, einem der einflußreichsten Grundbesitzer. Kürzlich habe Neves mit seinen Gegnern in Manaus im Café da Paz („Café des Friedens“!) eine Schießerei gehabt, wie es dort manchmal vorkommt, und eine Revolverkugel im Bein davongetragen. Bento Brazil ist Besitzer der Lancha „Macuchy“. Ich lernte ihn neulich in Manaus kennen. Ein etwas steifer, von seinem Werte überzeugter Herr. Sein Sohn Adolpho, ein schöner junger Mann, fährt mit uns in seinem eigenen Boot, das wir im Schlepptau haben. Er und seine junge hübsche Frau können ihre Abstammung von den Ureinwohnern des Landes nicht verleugnen.

Unter dem Deck unseres Batelão ist die Ladung verstaut. In dem kleinen Raum, der zum Ausladen freigehalten wird, lungern einige Indianer umher, die zur Schiffsmannschaft gehören und gelegentlich auch Steuerdienste leisten. Es sind Makuschí vom Uraricuéra, häßliche Kerle mit plumpen Gesichtern. Schon lange im Dienste der Weißen, sind sie reichlich von der „Kultur“ beleckt. Mit dem ältesten von ihnen, Ignacio, einem sehr höflichen Manne mit gutmütigem Gesichtsausdruck, freunde ich mich bald an. Er ist Häuptling von Santa Rosa, einer der letzten Niederlassungen der Makuschí am Uraricuéra. Ich frage ihn, ob er einige Monate mit mir reisen wolle, ich würde ihn gut bezahlen. Er scheint nicht abgeneigt zu sein und sagt, wir wollten in São Marcos mit Neves darüber „konversieren“. Mein reiches Gepäck imponiert ihm sehr, besonders die großen, buntbemalten Koffer mit ihrem geheimnisvollen Inhalt. Er fragt mich, ob sie aus „Demerára“ wären, wie die Indianer Georgetown und danach ganz Britisch-Guayana nennen.<sup>1</sup> Er hält mich für einen Engländer. Von den Stämmen des oberen Uraricuéra weiß er manches zu berichten. Die Wayumará und Saporá seien nur noch wenige Leute. Sie sprächen vom Makuschí sehr verschiedene Sprachen. Westlich von ihnen wohnten die Purukotó und Majonggong, Stämme, die schon Robert Schomburgk vor 70 Jahren

<sup>1</sup> Nach dem Flusse Demerára, an Britisch Guayana liegt, dessen Mündung die Hauptstadt von

dort traf, ferner die Auaké und die Marakaná, die sehr wild seien. Genug zu tun wird es also dort geben.

Kommandant, Offiziere und die „besseren“ Passagiere spielen den ganzen Tag und bis spät in die Nacht hinein Karten, wie immer auf diesen Flußfahrten. Verluste von 1000 Mark und darüber bei einer Fahrt von fünf Tagen sind nichts Ungewöhnliches. Aber, das muß man ihnen lassen, alles vollzieht sich in den besten Formen, ohne Geschrei und Zank. — Der erste Maschinist, ein langer, haariger Mulatte, ist ein leidenschaftlicher Spieler. Auf der vorigen Reise habe er in vier Tagen 800 Mark und ein Reitpferd verloren, so erzählt mir der „Immediato“ (I. Offizier und Verwalter), der keine Karte anrührt, „nicht einmal Billard spielt“.

Über die Ehe haben diese Brasilianer manchmal merkwürdige Begriffe. Der Lotse, ein reinblütiger Caboclo<sup>1</sup>, fragte mich eines Tages, als ich ihm Photographien von meiner Frau und meinen Kindern zeigte: „Haben Sie Familie in Manaos?“ „Nein, Herr!“ „Also nur in Deutschland?“ „Ja, Herr!“ — Das läßt tief blicken! —

Die Szenerie des unteren Rio Negro ist ungeheuer einförmig. Meistens fahren wir durch schmale Arme nahe dem linken niedrigen Ufer, das weithin überschwemmt ist. Deshalb sind auch Ansiedlungen selten, die gewöhnlich nur aus einem baufälligen Haus bestehen, aber stolze Namen führen, wie Conceição, São Antonio u. s. w. Sie liegen auf höheren, lehmigen Uferspitzen, die halbinselartig in das Überschwemmungsland hineinragen. Nur der Uferstrand ist notdürftig bekannt. Landeinwärts ist alles „terra incognita“. Ansiedlungen wilder Indianer sollen bis nahe an das Ufer herankommen. Conceição, wo wir am ersten Tag der Fahrt gegen Sonnenuntergang Halt machten, um einige Boote mitzunehmen und Orangen zu pflücken, war verlassen. Ein paar Schweine und schattenhaft magere Hunde bevölkerten das große verfallene Wohnhaus. Nach und nach stellten sich von ihren nahegelegenen Hütten einige verkommene Indianermischlinge ein und ein alter Neger, für den ich durchaus der Neffe Bento Brazils sein sollte. Ganz in der Nähe, in wenigen Stunden auf einem Pfad durch den Wald zu erreichen, finde sich eine Maloka<sup>2</sup> wilder Indianer.

Am 18. Juni lagen wir morgens kurze Zeit vor der Villa Ayrão, der ersten größeren Ansiedlung auf dem rechten Ufer, die wir seit Manaos anliefen. Der Ort hat etwa 150 Einwohner, die aber sehr zerstreut in ihren Pflanzungen wohnen. Ayrão gehört noch zum Municipio Manaos. Kurz

<sup>1</sup> Brasilianische Bürger indianischer Abstammung.

<sup>2</sup> Sippenhaus. Die Dörfer dieser Indianer

bestehen in der Regel nur aus einem großen, im Grundriß runden Haus für mehrere Familien.

*Auf dem Rio Negro und Rio Branco*

5

oberhalb mündet der Rio Jahú und gegenüber der Rio Carapinána, an deren Ufern Kautschuk ausgebeutet wird. Gegen Mittag passierten wir die breite Mündung des Uniní, eines ansehnlichen rechten Nebenflusses, der große Kautschukwälder hat, und nachmittags die Hauptmündung des Rio Yauaperý und legten bald darauf vor der Villa Moura an.

Moura liegt in einer weiten Bucht, die durch einen Felsenvorsprung gebildet wird, und zählt 25—30 größtenteils verfallene Häuschen und Hütten und eine Kapelle in demselben Zustande. Die meisten Bewohner, Caboclos, waren schon abwesend in den Kautschukwäldern. Der Ort hat insofern eine traurige Bedeutung erlangt, als die Bewohner seit Jahrzehnten mit den wilden Indianern des Rio Yauaperý, den Uámirí, die nach dem Fluß gewöhnlich Yauaperý genannt werden, in erbitterter Fehde liegen. Dieser noch gänzlich unerforschte Nebenfluß des Rio Negro, der im wesentlichen dem Rio Branco parallel fließt und dasselbe weiße Wasser hat, wie dieser, hat wahrscheinlich seinen Ursprung nahe den Quellen des Essequibo in der Serra Acaraí, die wohl die Fortsetzung der großen Tumuc-Humac-Kette bildet und einen Teil des langgestreckten Höhenrückens der Wasserscheide zwischen dem Amazonas-Gebiet und dem östlichen Guayana. Der Yauaperý ist der Schlupfwinkel einer Anzahl unberührter Stämme, die „bravos“ und „anthropophagos“ genannt werden, weil sie sich von den sogenannten „Zivilisierten“ nicht alles gefallen lassen. Der Fluß sei jetzt von Kautschuksammlern ganz verlassen. Infolge der letzten unnützen Metzerei durch eine Strafexpedition von Manaus aus, im Jahre 1905, die angeblich 200 Indianern jeden Geschlechts und Alters das Leben kostete, seien diese erregt.<sup>1</sup> Sie kämen nur in der Trockenzeit zum Hauptfluß, um Tartaruga-Schildkröten zu fangen; in der Regenzeit zögen sie sich weit in das Quellgebiet zurück. Im vergangenen Jahr seien wieder einige Kanus mit Yauaperý-Indianern in Moura gewesen, um Tauschhandel zu treiben. Daß diese Indianer immer wieder versuchen, mit der Zivilisation in friedlichen Verkehr zu treten, beweist, daß sie nicht die wilden Kannibalen sind, als die sie verschrieen werden. Die Helden von Moura wagen sich nur in Gesellschaft von 20—30 Booten in den Yauaperý, um dort in der Trockenzeit zu fischen und Schildkröten zu fangen. Dabei kommt es nur zu häufig vor, daß auf jeden Indianer, der sich zeigt, sofort geschossen wird; und wenn diese dann an dem mischblütigen Gesindel gelegentlich Rache nehmen, so ist es ihnen nicht zu verdenken.

<sup>1</sup> Vgl. G. Hübner und Koch-Grünberg: Die Yauaperý. Zeitschrift für

Ethnologie. Jahrg. 1907 S. 225 ff. Berlin.



Gegen 8 Uhr abends verlassen wir den Rio Negro und fahren unter prachtvollem Sternenhimmel in den Rio Branco ein, dessen Nähe schon Stunden vorher die weißliche Färbung des Wassers anzeigt.

Der Rio Branco hat in seinem Unterlauf stellenweise die gewaltige Breite von 3—4000 m, ist aber nicht sehr tief. Im Sommer trocknet er stark aus, sodaß riesige Sandbänke zu Tage treten, zwischen denen man in schmalen Wasserrinnen kaum einen Weg findet und längere Strecken das Boot über den Sand schieben muß. Während der Rio Negro in seinem Oberlauf keine ausgesprochene Trockenzeit hat, sondern das ganze Jahr hindurch einen beständigen Wechsel von Regen und Sonnenschein, hat der Rio Branco eine scharfe Scheidung zwischen Regenzeit und Trockenzeit. Die Trockenzeit dauert in der Regel von August (September) bis März (April). In dieser Zeit fällt in den Savannen des Oberlaufes sehr wenig Regen. Die Schifffahrt ist vom Oktober an vollkommen unterbrochen. Indessen tritt meistens in den ersten Tagen des Dezember ein kurzes Anschwellen des Flusses ein, das der Brasilianer *repiquete* nennt, und das man in der dortigen Gegend mit dem indianischen Namen *boiasú*<sup>1</sup> (große Schlange) bezeichnet. In außergewöhnlich trockenen Jahren, die etwa alle zehn Jahre wiederkehren, bleibt diese *Repiquete* aus, und der Verkehr mit der Außenwelt ist bis in den April, ja bis in den Mai hinein lahm gelegt. Den höchsten Stand erreicht der Fluß im Juni, den niedrigsten Ende Dezember und im Januar-Februar. Der Unterschied in der Höhe des Wasserspiegels beträgt am Unterlauf des Flusses etwa 10 m. Am unteren und mittleren Rio Branco und an seinen Nebenflüssen, die sich durch böse Sumpffieber auszeichnen, wird etwas Kautschuk ausgebeutet, doch fehlen die Hilfskräfte, zumal der Fluß nur sehr spärlich besiedelt ist. Früher zog man zu diesem Dienst zwangsweise Indianer aus den Savannen heran, die dann, an das ungesunde Leben in den feuchten Wäldern nicht gewöhnt, massenhaft dahinstarben. Unter dem jetzigen humanen Regime, das in einem über ganz Brasilien eingerichteten Indianerschutzdienst<sup>2</sup> seinen Ausdruck gefunden hat, ist dies unmöglich, und so wird es hoffentlich auch in Zukunft bleiben.<sup>3</sup>

Der untere Rio Branco gibt an Einförmigkeit dem Rio Negro nichts nach. Der Fluß ist von zahlreichen Inseln durchsetzt. Inseln und Ufer stehen tief unter Wasser, sodaß stellenweise nur die Kronen der Bäume

<sup>1</sup> Nach dem Sternbild „Skorpion“, von den Indianern „große Schlange“ genannt, das um diese Zeit im Zenit steht.

<sup>2</sup> Seit 1910. Chef ist der ausgezeichnete und moralisch hochstehende Oberst

Candido Mariano Rondon, angeblich selbst reinblütiger Indianer.

<sup>3</sup> Aus Mangel an Mitteln ist die Tätigkeit des Indianerschutzes (*protecção dos indios*) inzwischen eingestellt worden.

*Auf dem Rio Negro und Rio Branco* 7

traurig hervorragen. Man fragt sich unwillkürlich: „Ist dies überhaupt Festland?“ Auf beiden Seiten breiten sich unzählige große und kleine Seen aus, die jetzt in der Regenzeit mit dem Fluß in Verbindung stehen und auf dem östlichen Ufer bei Hochwasser mit dem Yauaperý kommunizieren sollen.

Die Barreira de Santa Maria, an der wir am Vormittag des 19. Juni entlang fahren, ist die erste kurze Erhebung des linken lehmigen Ufers in einer Länge von etwa 10 Kilometern, die auch im Winter von der Flut nicht bedeckt wird, ihrem beständigen Ansturm aber mit der Zeit erliegen muß. Im 17. Jahrhundert, als die Bevölkerung des Rio Branco weit bedeutender war als heute, bildete Santa Maria neben dem jetzt ganz verschwundenen Carmo und anderen Plätzen einen wichtigen Punkt der Karmeliter-Mission und zählte mehrere hundert Seelen. Ein paar erbärmliche Palmstrohthütten sind die traurigen Reste einstiger Herrlichkeit. Die Bewohner, Mischlinge unbestimmter Herkunft, machen einen verkommenen und degenerierten Eindruck. Aus den hohlen Augen der hageren, fahlgelben Gesichter blickt das Fieber, das diese halben Amphibien von der Geburt bis zum Tode nicht verläßt. Sie leben von Jagd, Fischfang und primitivem Ackerbau, arbeiten aber nur so viel, daß sie nicht verhungern und sich gelegentlich eine Flasche Schnaps kaufen können, um den Namenstag ihrer Schutzheiligen festlich zu begießen. Das ist ihr ganzes Christentum! — Der Boden scheint gut zu sein. Ein Caboclo bringt uns im Kanu für einige Winchester-Patronen eine Last riesiger Abacaxí<sup>1</sup>, eine Art Ananas. Die größten haben eine Länge von 30 cm bei einem Umfang von 53 cm. Es gibt solche von 8 kg Gewicht.

Eine Frau vor einer Hütte weht krampfhaft mit einem Tuch, nicht etwa, um uns zu begrüßen, sondern wegen der zahllosen Piuns (kleinen Tagesstechmücken)<sup>2</sup>, die am Rio Branco in der Regenzeit eine furchtbare Plage bilden.

Die Lancha „Obidense“, die einen Tag später als wir von Manaus abfuhr, ist dicht hinter uns. Sie fährt aber auch nur einen Batelão und hat sich nirgends aufgehalten, während wir außer unseren zwei plumpen Kähnen ein halbes Dutzend Boote mit uns schleppen und an jeder Hütte anlegen. Es gibt zum Schluß noch ein kleines Wettrennen. Beide fahren mit voller Kraft, doch wir kommen um eine Nasenlänge früher im Hafen von Sta. Maria an. Spottreden hinüber und herüber. Obidense muß zurück, da der Anlegeplatz zu klein ist.

<sup>1</sup> Sprich: Abakaschi.

<sup>2</sup> Simulium

Nachmittags haben wir einen kurzen Zwischenfall. Plötzlich Durcheinanderlaufen und lautes Geschrei: „Manda parar a lancha!“ („Laß' die Lancha halten!“) Zwei Kanus mit zwei Caboclos, die wir morgens in Sta. Maria ins Schlepptau genommen hatten, haben sich losgerissen. Das eine hat sich im starken Kielwasser um sich selbst gedreht und droht auf den Grund zu gehen. Auch das andere ist voll Wasser. Die beiden Kerle schöpfen wütend mit ihren Kalabassen und sind schon weit abgetrieben. Der Kommandant läßt sofort halten und schickt ein Boot mit zwei unserer Makuschí nach, die die Leute noch glücklich erreichen und in Sicherheit bringen. Um ein Haar wären sie ertrunken. Sie wollten nach Matamatá, einer kleinen Ansiedlung flußaufwärts, haben aber nun fast ihre ganze Habe eingebüßt und fahren nach Santa Maria zurück. Wir verlieren über dem Spaß eine halbe Stunde. Inzwischen fährt die „Obidense“ zu unser aller Ärger unter höhnischem Tuten an uns vorüber. Wir werden sie natürlich nicht mehr einholen, da sie rascher fährt als wir.

Nach Sonnenuntergang passieren wir den Äquator, der die große Insel Aruaná schneidet. Zur Feier des Augenblicks spielt unser „Orchester“, Ziehharmonika, Gitarre und — schauerlich schön — Piston, und der Kommandant gibt mit großem Geschick einige seiner Taschenspielerkunststückchen zum Besten. Dann kommen die Karten, und das tägliche Spiel beginnt, höher als sonst. Wir andern hocken in der schwülen Nacht auf der Spitze des Bootes. Adolpho singt zur Gitarre schwermütige Liebeslieder. Im Südwesten leuchten grelle Blitze. Ein schweres Wetter zieht auf und entlädt sich gegen Mitternacht mit aller Wucht über unsren sündigen Häuptern.

Je weiter wir den Rio Branco aufwärts fahren, desto schlechter wird das Wetter. Tag und Nacht kalte Regengüsse, die der Sturm über Deck fegt. Wir sind hier plötzlich in eine ganz andere Zone eingetreten. Der Rio Branco, besonders oberhalb des Äquators, hat noch Winter, wenn am unteren Rio Negro schon Sommer herrscht. — Unter strömendem Regen, der die ganze Nacht nicht ausgesetzt hat, passieren wir am frühen Morgen des 20. Juni die Mündung des großen rechten Nebenflusses Catrimáni, richtiger Caratirimáni oder Caratarimáni, und bald darauf die Mündung des weit kleineren Iniuini (Agua boa de Iniuini), der jenem parallel fließt.

Die Stimmung der Passagiere ist grau in grau, wie der Himmel. Zitternd vor Kälte kauern die Frauen und Kinder zwischen ihren bunten Gepäckstücken. Es fehlt sogar das allmorgendliche reizvolle Bild: Lausen der kleinen Mädchen, die vor der Mutter stehen und den Kopf in ihren Schoß legen. Die Spieler sind schon wieder bei der Arbeit; kaum, daß sie sich ein paar



*Auf dem Rio Negro und Rio Branco*

9

Stunden Ruhe gegönnt haben. Taktmäßig, von halblauten Zurufen begleitet, klatschen die Karten auf den Tisch.

Der Lauf des Catrimáni ist noch völlig unbekannt. Er soll viele Katarakte haben und weit aus Westen kommen, vielleicht von der langgestreckten Paríma-Kette, auf der Uraricuéra und Orinoco ihren Ursprung haben, oder von einem weiter östlich vorgelagerten Gebirge. In seinem Oberlauf soll er mit dem Demeneni oder mit dem Padaurí, linken Nebenflüssen des Rio Negro, kommunizieren.

Um 9 Uhr legen wir uns kurze Zeit an der Mündung des Lago Aricurá fest, eines großen Sees auf dem linken Ufer, in dem es viele Fische und Tartarugas gibt. Zwei unserer Boote fahren hin. Die Leute wollen mit Bogen und Harpunenpfeilen fischen. Es ist ein „lago encantado“, ein „verzauberter See“, der unzählige große Schlangen und andere Ungeheuer beherbergen soll. Kein Indianer wagt sich hinein.

Gegen Mittag hört endlich der Regen auf, und die Sonne kommt etwas hervor.

Das Tierleben wird reger. Der Rio Branco ist im Gegensatz zum Rio Negro ein reicher Fluß mit viel Jagd und Fischfang. Das sieht man schon im Vorüberfahren. Fortwährend jagen wir spitzschnäbelige Carará, weiße und graue Reiher und andere Wasservögel auf. In den Wäldern trifft man Tapire, kleine Hirsche, zahlreiche Herden großer und kleiner Wildschweine und anderes jagdbares Wild. Auch die Vogelwelt liefert reiche Beute. Die Flüsse und Seen wimmeln von großen schmackhaften Fischen und Schildkröten verschiedener Art, die in der Trockenzeit in unzähligen Scharen zum Hauptfluß kommen, um in den Sandbänken ihre Eier abzulegen. In den stillen Buchten streckt der Manatí, die unförmige Flußsirene, seine komische Schnauze aus dem Wasser hervor, um in nimmersattem Drange die Uferpflanzen abzuäsen. Auf den überhängenden Ästen der Uferbäume liegen dicht bei einander große Leguane und plumpsen bei der Annäherung des Dampfers ins Wasser.

Vom Schiff aus jagen wir mit wechselndem Erfolg. Eine große schwarze Ente, die uns immer ein Stück vorausfliegt, wird mehrmals gefehlt und entgeht schließlich über Land ihrem Schicksal. Adolpho, ein vorzüglicher Schütze, erlegt mit sicherer Kugel einen Mutum, diesen stolzen Auerhahn des südamerikanischen Tropenwaldes. Zwei Makuschí holen die Beute im Kanu.

Um 8 Uhr fahren wir an der Mündung des Anauá vorüber, eines bedeutenden linken Nebenflusses. In seinem Quellgebiet, das dem des Essequibo nahe kommen soll, wohnen die Wayewé<sup>1</sup>, die von den Brasilianern

<sup>1</sup> Robert Schomburgk: Woyawai.

wegen ihrer hellen Hautfarbe „Tapioka“<sup>1</sup> genannt werden. Sie liegen mit den Indianern des oberen Yauaperý in beständiger Fehde, sind aber den Weißen freundlich gesinnt, wenn sie auch klugerweise sich von ihnen fern halten. Der Anauá fließt in seinem mittleren Lauf durch Savannen, die hier inselartig im Waldgebiet liegen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde er von den Portugiesen befahren und aufgenommen. Heute ist er unbekannter als damals.

Nächtliche Unterhaltung. Wir liegen vor einer Pfahlbau-Baracke, an die das Flußwasser reicht, der elenden Behausung eines Kautschuk-sammlers. Der Besitzer, ein total betrunkenener, baumlanger Neger, pechschwarz wie der Himmel dieser Regennacht, produziert sich vor einem dankbaren Publikum. Auf der schmalen Laufplanke, die von seiner Hütte zu unsrem Batelão führt, taumelt er beim unsicheren Licht einiger Laternen hin und her und erzählt mit seiner krächzenden Niggerstimme lange Geschichten. Gröhrendes Gelächter auf beiden Seiten. Halbverhungerte, knurrende Hunde lugen bisweilen aus der Finsternis hervor. Schade, daß uns der schwarze Kerl nicht den Spaß macht, ein erfrischendes Bad zu nehmen.

Am 21. Juni kommen mittags die ersten höheren Gebirge in Sicht, die Höhenzüge der Serra Yauára auf dem linken Ufer. Wir fahren an dem hohen Ufer von Vista Alegre entlang. Trotz des heiteren Namens nur eine schlechte Hütte, an Stelle des alten Indianerdorfes Inajatúba. Rauschend bahnt sich die „Macuchy“ mit ihren Anhängseln einen Weg durch die reißende Strömung auf Caracarahý los, einen der wichtigsten Punkte am Rio Branco. Man sieht ihm seine Bedeutung nicht an. Eine elende Strohhütte, das ist alles.

Caracarahý liegt am Fuß der großen Stromschnellen des Rio Branco. Die Stromschnellen, „as cachoeiras“, bilden den Hauptinhalt der Unterhaltung während einer Fahrt auf dem Rio Branco, da sie ein gewaltiges Hindernis für den Verkehr darstellen, obwohl ihr senkrechter Fall nur etwa 18 m beträgt, die sich auf 24 km verteilen. Sie werden durch drei niedrige Hügelketten hervorgerufen, die sich in ziemlicher Entfernung vom Fluß auf beiden Ufern erheben. Bei Hochwasser passiert man das Schnellengebiet aufwärts in etwa 6 Stunden durch einen langen, vielfach gewundenen Kanal auf dem östlichen Ufer, den „Furo do Cujubim“, der voll Felsen ist und eine reißende Strömung hat, im Sommer aber fast trocken liegt, sodaß er dann nur mit kleinen Booten befahren werden kann. Außerdem ist auf dem westlichen Ufer ein Weg angelegt, der die Strom-

<sup>1</sup> Feines, weißes Maniokmehl; Stärkemehl.